

Einige Fragen, die in sieben Jahren IHAK gestellt wurden

Homöopathie – phänomenologisch betrachtet

Homoepathic facts:

- Homöopathie wirkt – sonst würde sie nicht über einen so langen Zeitraum von so vielen PatientInnen in Anspruch genommen werden
- Homöopathie fasziniert – sonst würden sich nicht seit 200 Jahren Menschen damit beschäftigen
- Homöopathie ist sehr »einfach« (sagt man) – Homöopathie ist extrem schwierig wissenschaftlich zu erklären (sage ich).

Brauchen wir für die Erkenntnis einen Paradigmenwechsel im Denken oder gar noch mehr?

MAG. PHARM. ILSE MUCHITSCH

Homöopathie bietet eine unglaubliche Fülle an »Wahrheiten« und »Erkenntnissen«. In den vergangenen sieben Jahren haben sich in der Diskussionsrunde des Interdisziplinären Homöopathischen Arbeitskreises IHAK viele neue Aspekte zur Sichtweise der Homöopathie ergeben, weil wir uns gestattet haben, »unmögliche« Fragen zu stellen, »unbequeme«

Denkansätze zuzulassen, »schräge« Interpretationen anzudenken und vor allem, weil ich großartigen Menschen begegnet bin. Ich möchte all meinen KollegInnen und FreundInnen, Förderern und Mentoren danken, dass sie mir geholfen haben, den Blick in eine phantastische Welt zu öffnen. Nun ist es Zeit, Neues »anzugehen«. Anhand von eindrucksvollen Fotos möchte

Mir ist bewusst, dass ich mich mit meinen Fragen auch auf unsicheres Terrain begeben und sogar angreifbar werde. Doch nie die klare Wissenschaft aus den Augen zu lassen und sich trotzdem unkonventionelle Fragen zu gestatten, ist eines der Vorrechte unserer Zeit; nicht umsonst sind es gerade führende Naturwissenschaftler, oft Physiker und Biologen – wie z. B. der Molekularbiologe *Univ.-Prof. Dr. Josef Penninger* und der Genetiker *Univ.-Prof. Dr. Markus Hengstschläger* –, die zunehmend über ihren Tellerrand hinauszuschauen wagen – bis hin zu philosophischen Fragestellungen. Hier soll nicht einer dubiosen Esoterik, die, wie so viele andere Zeitströmungen, die Homöopathie zu vereinnahmen versucht, das Wort geredet, sondern ganz im Gegenteil ein wesentlicher Teil jener Aufbruchsstimmung skizziert werden, die in zahlreichen naturwissenschaftlichen und medizinischen Zweigen über Fachgrenzen hinaus zu spüren ist.

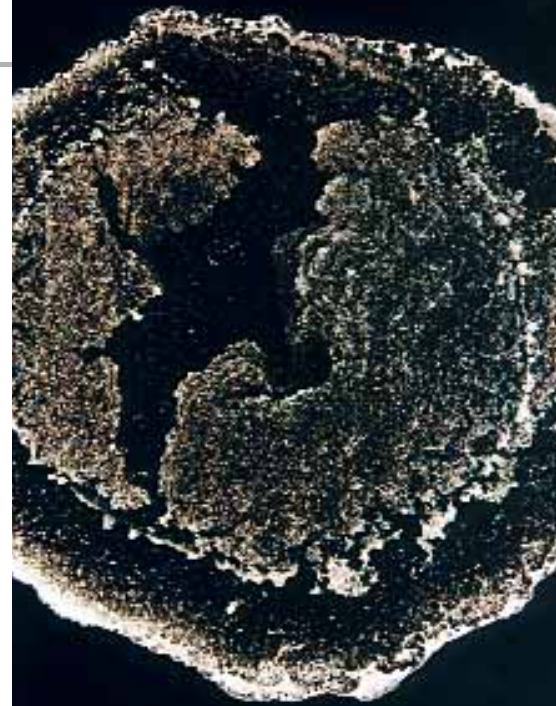
Wohin meine Fragen führen? Vielleicht darf ich Sie, geschätzte LeserInnen, einladen, mit mir hinzuschauen, die Gedanken fließen zu lassen, Fragen zu formulieren und uns möglicherweise sogar einigen Antworten anzunähern.

Österreich genießt durch hohen Standard in der Homöopathieausbildung auch auf universitärer Ebene, durch sehr engagierten Firmen und durch die Unterstützung der Apothekerkammer eine, in Europa und auch weltweit gesehen, große Anerkennung. Nützen wir diese Chance!

Mag. pharm. Ilse Muchitsch, Lerchenfelderstr.124/2/9, A-1080 Wien
Tel.: +43 1406 85 65, Mobil: +43650 406 85 65
E-Mail: ilse.muchitsch@teling.at



Interdisziplinärer Homöopathischer Arbeitskreis
Pharmazie – Medizin – Physik – Biochemie – Psychologie
Forschung, Österreichische Apothekerkammer, Landesgeschäftsstelle Wien



Ötscherwasser
Aconitum Lycoctonum D1

ich in diesem Artikel vor allem Phänomenologie zeigen und einen Einblick in die Welt des Mikrokosmos bieten.

Eines der prägnantesten Phänomene in der Homöopathie scheint die »Informationsspeicherung« potenziert

Arzneien in polaren Substanzen zu sein.

Mein seit dem ersten Jahr Homöopathieforschung gehegter Wunsch, Homöopathie »sichtbar« zu machen, wurde von *Prof. Kühne* genial erfüllt (vgl. S. 1058).

Diese Methode bietet eine faszinierende Möglichkeit, Wasserqualitäten, potenzierte Arzneien und auch Globulilösungen zu untersuchen.

Frage: Wie sieht ein getrockneter Wassertropfen aus, und wie verändern potenzierte Arzneien die Struktur?



MAG. PHARM. ILSE MUCHITSCH



Arnica
D2



Kalium bichromicum C 18
auf Aqua bi

Frage: Was bedeuten »Embryonalstrukturen«, die sowohl in Aqua bidest. als auch in frischem Quellwasser zu sehen sind? Sind Turbulenzen und Wirbelbildung an dieser Struktur als Auslöser zu sehen?

Frage: Warum bildet Chelidonium D3 Globuli Blütenstrukturen aus?

Frage: Wie sind die unterschiedlichen Rekrystallisationen bei steigenden Potenzhöhen zu interpretieren? Sind es jene Potenzschritte, die »nicht wirken«?

Sind es Resonanzphänomene, die für jede Arznei unterschiedliche Charakteristika ergeben?

Frage: Gibt es einen Unterschied im Trocknungsbild zwischen organischen und anorganischen Materialien?

Frage: Ist Wasser gleich Wasser?

Die Intention des Interdisziplinären Homöopathischen Arbeitskreises (IHAK) besteht unter anderem in der naturwissenschaftlichen Erforschung dieser Phänomene. Dazu

ist auch Grundlagenforschung notwendig. Ich freue mich über die überaus konstruktive und wissenschaftlich interessante Forschungskoooperation mit dem Hahn-Meitner Institut Berlin, wo im Rahmen einer Dissertation der Medizinischen Universität Wien die Strukturen potenziertes Arzneimittel untersucht werden.

Mit Prof. Louis Rey, der 2002 einen interessanten Vortrag zum Thema »Gedächtnis des Wassers« an der Apothekerkammer Wien hielt, gingen die Forschungen zum Thema Thermolumineszenz im Institut »Aereal« in Illkirch/Strassburg weiter und lassen auf interessante Ergebnisse hoffen.

Eine der Fragen, die wir uns im Forschungsteam stellten, lautete: „Wie verstehen wir den Übergang von Quantität in Qualität?“ Oder anders formuliert: „Wie geht eine chemische Information möglicherweise in eine physikalische Information über?“

Es gibt aber zum Thema Homöopathieforschung auch noch andere Aspekte, wie zum Beispiel die Frage der »wissenschaftlichen Kommunikation«. Die didaktische Hürde des Verstehens homöopathischer Phänomene ist an unserem Denkmodus zu sehen.

„Ein Paradigma begründet oder verändert ein Fachgebiet. Ein Syntagma begründet oder verändert die Auffassung von Wissenschaft.“

(Thure von Uexküll, Wolfgang Wesiak, 1996)

Wir sind gewohnt, in Gegensätzen zu denken. Brauchen wir ein anderes Denkmittel?

Für das Erlangen neuer Erkenntnisse ist eine Philosophie des Anerkennens des Bestehenden notwendig, die sich von einem starren ja/nein-Denken, von richtig/falsch löst. Im Anerkennen entsteht eine Be-Ziehung, ein Zu-Hören, ein Nach-Denken. Im sich dem »Neuen« Zuwenden entsteht eine Offenheit, die durch unsere Sinne geweckt wird.

Damit wird eine Starrheit behutsam gelöst, die zu einem dynamischen Denkprinzip führt, zu einem Zulassen, einem Anschauen der Fakten, einem Öffnen der Realität. Der gedankliche Rahmen sollte nicht mit dem Mess- und Berechenbaren abgeschlossen und begrenzt sein, sondern durchlässig werden für neue Überraschungen und Möglichkeiten.

Philosophie des Anerkennens wäre keine Philosophie, wenn sie nicht den Anspruch auf Weisheitsliebe hätte, wenn sie sich der Realität verschließen würde, wenn sie nicht eine bestimmte Haltung dem Leiden und der Krankheit gegenüber hätte. Anerkennung des Menschsein in seinem Da-Sein, Anerkennung der Naturgesetze in ihrem So-Sein – das sind jene Faktoren, die die Homöopathie in ihren Strukturen beschreiben.

Durch das Anerkennen sind wir befähigt, Spaltungen und Trennungen auf verschiedenen Ebenen zu überwinden, denn Krankheiten entstehen durch Störungen auf organischer, vegetativer und emotionaler Ebene. Im bisherigen Denken stand die Suche nach der Ur-Sache für unsere Beobachtungen

im Vordergrund. Mit der Ur-Sache ist ein Grund in der Vergangenheit (Ur-) und in der Materie (-Sache) gemeint. Man kann nun die Materie bis in die kleinsten Teilchen zerteilen. Quantenphysiker machen uns darauf aufmerksam, dass es keine Materie im herkömmlichen Sinn gibt. Die alten mechanistischen Paradigmen der klassischen Physik werden durch die Quantenphysik revolutioniert. Schon Albert Einstein hatte erkannt, dass die Ergebnisse der Quantenphysik mit dem Denken der klassischen Logik der Naturwissenschaft nicht kompatibel sind.

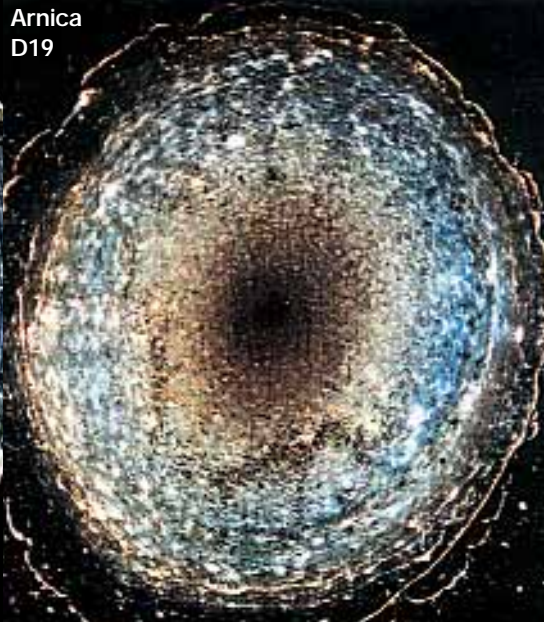
Neue Denkprinzipien charakterisieren die modernen Wissenschaftsdisziplinen: Synthetisches Denken wird dem analytischen Denken übergeordnet. Anerkennen ist dem Widersprechen übergeordnet.

Neue Denkprinzipien charakterisieren die modernen Wissenschaftsdisziplinen: Synthetisches Denken wird dem analytischen Denken übergeordnet. Anerkennen ist dem Widersprechen übergeordnet.

Arnica
D14



Arnica
D19



Arnica
D30



Chelidonium D3
Globuli

Kalium Bichromicum C2



Es geht darum, anzuerkennen, dass es mehrere Möglichkeiten geben kann, und dass Widersprüche durchaus existieren können, ohne dass eine Seite unwahr ist.

Letzte Frage

Ist ein Paradigmenwechsel oder ein Syntagmenwechsel für das Erkennen der Homöopathie notwendig? Ist es notwendig, eine andere »Denkform« in die Homöopathieforschung einzuführen? Brauchen wir eine veränderte Auffassung von Wissenschaft?

Sollten wir uns dem für mich »lockeren« Denken der Physiker anschließen, die

schon vor Jahrzehnten notwendigerweise einen anderen Denkkurs eingeschlagen haben? Die Beziehung von Wissenschaft

„Alles ist vorstellbar, denn alles existiert. Man kann Armseligkeit der Schöpfung nicht annehmen. Es ist erstaunlich, welch enge Grenzen die Wissenschaft sich selbst zieht, und wie sie auf das reagiert, was sie nicht weiß.“ (Alice A. Baily)

und Sprache beschäftigte Niels Bohr ein Leben lang. Er schrieb dazu: „Da das Ziel der Wissenschaft darin besteht, unsere Er-

fahrung zu erweitern und zu ordnen, muss jede Untersuchung der Bedingungen menschlicher Erkenntnis den Charakter und den Anwendungsbereich unserer Kommunikationsmittel berücksichtigen.“

Mit dem Begriffssystem der »Komplementarität« löste Bohr dieses Problem. Er akzeptierte die Tatsache, dass das, was über eine Quantengröße wie etwa ein Elektron oder ein Atom erfahrbar ist, nicht in einer einzelnen Beschreibung ausgedrückt werden kann. Es sind mindestens zwei scheinbar widersprüchliche Beschreibungen erforderlich. In Wirk-

Wege zur Sichtbarmachung homöopathischer Verdünnungen



EM. O. UNIV.-PROF.
DR. TOBIAS KÜHNE

Wasser war schon immer eines meiner Lebensthemen. Seit etwa drei Jahren beschäftige ich mich mit der Mikrophotographie getrockneter Wassertropfen. Angeregt dazu wurde ich von den Versuchen, die am Institut für Statik und Raumfahrt der Stuttgarter Universität durchgeführt wurden. Ich verwende dafür ein Mikroskop Olympus BX 51 mit Dunkelfeldoptik mit 40- und 100-facher Vergrößerung sowie eine darauf montierte Kamera DP 11 der selben Firma.

Der Vorgang läuft folgendermaßen ab: Auf einen Objektträger werden mit einer Injektionsspritze etwa 10 bis 12 Tropfen aufgetragen. Die Trocknung unter dem Mikroskop geschieht meistens von außen nach innen und dauert etwa 10 bis 20 Minuten. Spuren der Mineralien, die im Wasser enthalten sind, werden von den Gestaltungskräften des Wassers in manchmal abenteuerlich anmutende Formen gebracht. Oft entstehen auch Kristallisationen, die allerdings nach Stunden wieder verblassen können. Die Photographie gibt die Möglichkeit, diese Formenwelt festzuhalten. Entscheidend für die Gestaltungskraft des Wassers

scheint der geologische Untergrund der Herkunft des Wassers zu sein. Wasser aus kristallinem oder gar vulkanischem Gestein (Japan) bildet stark strukturierte Formen (z. B. ausgeprägte konzentrische Kreise), während Wasser aus Kalkuntergrund ziemlich amorphe Strukturen zeigen. Das alles hat mit der eigentlichen Trinkqualität des Wassers sicherlich nichts zu tun, denn Heilwasser gibt es auch in Kalkgebieten. Ich konnte inzwischen Wasser aus allen Kontinenten (37 Länder) photographieren.

Der Gedanke lag nahe, auch die eventuelle Veränderung homöopathischer Verdünnungen im Tropfenbild zu untersuchen. Durch das Entgegenkommen von Frau Mag. Muchitsch, Maria-Treu-Apotheke in Wien, konnte ich verschiedene Versuchsreihen durchführen. Besonders signifikant waren die Ergebnisse bei einer Serie mit D-Potenzen von Arnica auf Volvic-Wasser bis hin zu D30, wobei nicht, wie eigentlich erwartet, eine kontinuierliche Veränderung des Tropfenbildes stattfand, sondern mit einem Schritt zu einer höheren Potenz manchmal ganz neue Formen auftauchten. Schwieriger gestalteten sich die Versuche mit C-Potenzen, z. B. von Kalium bichromicum auf Aqua bidestillata. Das doppelt destillierte Wasser gibt nur schwache Bilder, entsprechend unauffällig sind die Bilder der einzelnen Potenzstufen. Sicher spielt das Medium, mit dem die Verdünnung durchgeführt wird, eine wichtige Rolle.

em. o. Univ.-Prof. Dr. Tobias Kühne

Kalium Bichromicum C14
auf Aqua bi



lichkeit sind die Beschreibungen jedoch nicht widersprüchlich, sondern komplementär, weil sie sich auf verschiedene Umstände beziehen. Jede von ihnen erfasst einen Aspekt der Wahrheit, aber keine verkörpert die ganze Wahrheit. Die Wahrheit liegt im »Abgrund« zwischen ihnen und kann nur in dem Maße erfahren werden, in dem es gelingt, sich beide Beschreibungen wie auch die Bedingungen, unter denen sie gelten, gleichzeitig zu vergegenwärtigen. Das Begriffssystem der Komplementarität ist in gewissem Sinn paradox: Es wurde für die Beschreibung von Quantensystemen entdeckt.

Soweit die Sprache der Physik. Klingen die »Aussagen« der Homöopathie nicht auch manchmal »paradox«? Und dennoch sehen wir anhand der Wasserfotos, dass es Phänomene gibt, die uns zum Staunen bringen.

Literatur:

- L. Rey, Phys. A 323 (2003) 67 -74
 F. Franks et al., Water Science Rev. 1 (1985) 171 – 232 (Cambridge Univ. Press)
 C. Biegert, G. Gaupp-Berghausen: Vom Wesen des Wassers, Frederking & Thaler, München, 2006
 R. Kübler: Der Kosmos im Wassertropfen, AT Verlag, Baden /Schweiz), 2006-10-05
 W. W. Thirring: Kosmische Impressionen, Moldenverlag Wien, 2. Auflage 2005
 Th. D. Petzold: Resonanz-Ebenen, Verlag Gesunde Entwicklung, Heckenbeck, 2000
 Th. D. Petzold: Das Maßgebliche: Information, Synthese, Subjekt, Verlag Gesunde Entwicklung, Heckenbeck, 2000
 Sh. Malin: Dr. Bertlmanns Socken, Wie die Quantenphysik unser Weltbild verändert, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbeck bei Hamburg, 2006

Eine Erzählung von
P. Hochgatterer

Thuja D6

Der Abend, an dem die Geschichte begann, war sicher nicht der Abend, an dem Klaus vom Marder gebissen wurde. Das weiß ich deshalb genau, weil wir nach dem Marderbiss, der übrigens in eine von Klaus' Großzehen erfolgte, unter Garantie ausschließlich über seine und nicht über meine Gesundheit sprachen. Der Schauplatz war allerdings derselbe, nämlich der Gastgarten des Wirtshauses »Beim Czaak« vor der Alten Universität, und die Wahrscheinlichkeit, dass auch die Ausgangssituation die gleiche war – Klaus ist soeben mit dem Flugzeug aus London oder Berlin angekommen und seine Koffer sind woanders –, ist relativ hoch. Wir unterhielten uns über »Coffee and Cigarettes« von Jim Jarmusch, und zwar über die Episode mit Iggy Pop und Tom Waits, daran erinnere ich mich ebenfalls. Klaus sagte: „Tom Waits, das ist schlecht maskierter Kitsch“, und ich sagte: „Der ganze Verdi und der halbe Richard Strauss und die Zweite von Mahler sind auch nichts anderes“, und er sagte: „Horch dir doch an: »In the Neighbourhood« oder »Waltzing Mathilda« oder »Ruby's Arms«, – o Gott!“, und ich sagte: „Jawohl, horch es dir doch endlich an!“ Daneben hatte ich zu verbergen, dass ich von Iggy Pop nichts, aber auch schon gar nichts kannte, was mir gefühlsmäßig ganz gut gelang, wobei ich heute den Verdacht hege, dass das darauf zurückzuführen war, dass es sich bei Klaus nicht anders verhielt.

Wir tranken Bier, ich Starobrno aus einem glatt zylindrischen Kristallkrug, er naturtrübes Zwickl aus einem dieser leicht kindischen Krakeleegläser. Wir prosteten einander zu, zum x-ten Mal, als Klaus' Blick meine Hand streifte. „Oh“, sagte er, „was haben wir denn da?“ „Was haben wir denn wo?“, fragte ich. „Verruca vulgaris“, sagte er und zeigte auf meine Finger, „eine aufblühende gemeine Warze.“

Klaus und ich unterscheiden uns rein dermatologisch deutlich: Er, der beken- nendermaßen zur Hypochondrie neigende Neurodermitiker; ich, der Herpetiker, ständig bedroht von paroxysmalem Panikbe- fall; – eine Differenz, die wir seinerzeit ausführlich durchdiagnostiziert hatten, was letzten Endes auf sowas wie einen Nicht- einmischungspakt hinausgelaufen war.

„Fällt mir nicht ein, meine Schuppen gegen deine Fieberblasen zu tauschen“, hatte Klaus gesagt, und das war's bis zu diesem Zeitpunkt auch gewesen.

Die Warze saß an der Ringfingerseite meines rechten Mittelfingers, etwas innerhalb des Endgelenkes. Sie war objektiv nicht allzu groß, und da ich weder Violinist bin, noch ständig zur Maniküre renne, hatte ich sie vermutlich einfach übersehen. Klaus war das wurscht. »Papilloma-Viren«, sagte er, »ziemlich ansteckend.« Ich spürte, wie sich in der psychoimmunologischen Baisse, in die ich augenblicklich stürzte, ein ganzes Bataillon Herpes simplex-Erreger in Richtung meiner Oberlippe aufmachten. „Was soll ich tun?“, fragte ich. „Keine Ahnung“, sagte er, „ich krieg' keine Warzen.“ Zu Hause legte ich eine uralte Billy Cobham-LP auf. Sie erinnerte mich an Zeiten, da es auf der Welt noch keine Warzen gegeben hatte. Meine Frau zog sich den Polster über den Kopf. Sie hat keine Beziehung zu Schlagzeug.

Zuallererst probierte ich Schöllkraut. Mein Vater war Biologielehrer gewesen, vor allem ein leidenschaftlicher Beobachter der heimischen Pflanzenwelt, daher hatten meine Schwestern und ich all die Schach-

„Fällt mir nicht ein, meine
Schuppen gegen deine
Fieberblasen zu tauschen“,
hatte Klaus gesagt.

telhalme und Kreuzblüt-
ler und Hahnenfüße
gleichzeitig mit dem
Zehnerüberschreiten und
den Buchstaben des Al-
phabets kennengelernt.
Eine gelbliche Milch, die
aus sämtlichen Bruch-

stellen quillt, daran konnte ich mich erin- nern. Ich fand einen nennenswerten Be- stand des Gewächses auf einer Lichtung im Gföhler Wald. „Seit wann interessierst du dich für Pflanzen?“, fragte mein Sohn. Ich zeigte ihm meinen Mittelfinger. „Unter- drückte Aggression“, sagte er, „ein rein psychisches Phänomen.“ Eigentlich hätte ich stolz sein müssen auf ihn.

Ich brach also Blätter ab und Stängel und tupfte die gelbliche Milch auf meine Warze, zirka fünfmal pro Tag. Sie wurde erst ockerfarben, dann dunkelbraun, genau- so die Flecken, die ich dort und da in mei- ne Hemden machte. Die Warze ging nicht weg, die Flecken auch nicht mehr, das machte mich griesgrämig. Nach eineinhalb Wochen war das Kraut glücklicherweise verwelkt, und ich warf es in den Mist.

Hühneraugenpflaster auf die Warze geklebt brachte gar nichts. Das Aufträufeln von Zitronensaft ließ immerhin die un hübsche Farbe ein wenig ablassen. Das Bepinseln mit Warzentinktur führte dazu, dass ich mir die Haut ringsherum mächtig verätzte und das Ding selbst innerhalb weniger Tage auf die doppelte Größe anwuchs.

„Verkauf sie“, sagte meine Frau, die, was

den Umgang mit mir betrifft, sehr zu magisch-archaischen Ritualen neigt, „in meiner Kindheit haben die Leute Warzen verkauft. Das funktioniert. Du brauchst nur einen Käufer. Er gibt dir einen Cent. Du gibst ihm die Warze. Fertig.“ Ich schöpfte Hoffnung und blickte sie liebevoll an. Sie schüttelte kühl den Kopf. Ich blickte meinen Sohn an. „Denk nicht mal dran!“, fauchte er.

In den folgenden Tagen kam ich zur bitteren Erkenntnis, keinen einzigen echten Freund zu besitzen. Klaus sah es schließlich mehr von der ökonomischen Seite. „Der Absatzmarkt für Warzen ist derzeit offenbar ziemlich eng“, sagte er. Er behauptete, er hätte mir den Knubbel schon abgenommen, wenn er auch nur eine minimale Chance gesehen hätte, ihn wieder anzubringen. Ich glaubte ihm kein Wort.

Blieb also noch Ilse. Ilse ist Pharmazeutin und werkt in einer Apotheke im achten Bezirk. Sie hat eine Schwäche für Bryn Terfel, kocht das beste Imam Bayildi der Stadt und ist die Spezialistin schlechthin für medikamentöse Interventionen in hoffnungslosen Lebenslagen. Am effizientesten ist sie bei Leuten, die knapp vor einem psychogenen Asthmaanfall stehen. Da blickt sie streng über den Oberrand ihrer Brille, zieht ein Spraydöschen mit einem großen roten Kreuz außen drauf aus der Lade, sagt: „Mund auf!“, und schon ist der Anfall fast vorbei.

Ilse stand hinter einem Stapel Aspirin C-

Brausetabletten und verzog keine Miene. So benimmt sie sich immer, wenn die Sache ernst ist. „Ich würde ja ein Thuja D6 nehmen“, sagte sie, „aber was du von Homöopathie hältst, weiß ich.“ „Genau“, sagte ich, „gib mir lieber was Ordentliches.“

Nach einer Weile kam sie aus ihrer Giftküche zurück und hatte immer noch keine Miene verzogen. Sie stellte ein Fläschchen mit Tropfpipette vor mich hin. „Eine Mischung organischer Säuren“, sagte sie, „was Ordentliches.“ Nicht mehr als ein Tropfen pro Tag, und ich solle die Umgebung unbedingt dick mit einer Fettereme abdecken. „Das frisst dir das Fleisch von den Knochen“, sagte sie, als ich mich verabschiedete.

„Der Absatzmarkt für Warzen ist derzeit offenbar ziemlich eng“, sagte er.

„Was fällt dir zu Thuja ein?“, fragte ich Klaus am Telefon. „Lebensbaum, Vorgarten, Siebziger Jahre“, sagte er, „mit dem Rasenmäher drumherumfahren. Hast du deine Warze schon verkauft?“. Ich ignorierte die Frage und legte auf.

In der Nacht träumte ich davon, dass meine Hand in eine milchige Flüssigkeit getaucht wurde, und danach waren nur mehr die Knochen da. „Du sprichst im Schlaf vom Rasenmäher“, sagte meine Frau und blickte mich besorgt an.

Ich ging schließlich in diese berühmte alternative Innenstadtapothek, aus der ich den Fencheltee geholt hatte, als wir für die Blähungen unseres Sohnes noch zuständig gewesen waren. „Thuja D6“, sagte ich und hatte ein wenig die Erwartung, die schnittige blonde Apothekenhelferin werde mich jetzt fragen: „Geschüttelt oder gerührt?“ Stattdessen dampfte sie wortlos ab, kam nach zehn Sekunden zurück, in der Hand ein Fläschchen mit Millionen dieser verwechselbaren homöopathischen Kügelchen drin. „Macht elf siebzig“, sagte sie, „nehmen Sie dreimal fünf Globuli pro Tag, bis die Warze weg ist.“ Langsam blickte ich an mir hinab. Ich hatte die Hand in der Jackentasche. Mit einem Mal fühlte ich mich verfolgt. Ich zahlte und fragte nicht, woher sie es wußte.

Als ich Klaus einige Zeit später traf, trank ich wieder Starobrno und er wieder Zwickl aus dem Krakeleeglas. Wir sprachen zuerst über die Frage „Bryn Terfel oder Brian Ferry“, dann über das Phänomen der zunehmenden Fixierung österreichischer Spitzenpolitiker auf anale

Denk- und Handlungsmodi. „Wo ist eigentlich deine Warze?“, fragte er plötzlich. Ich hielt ihm die Hand hin. „Phänomenal“,



PAULUS HOCHGATTERER

sagte er, „du hast also doch einen Käufer gefunden.“ Ich schüttelte den Kopf. „Zuerst habe ich etwas draufgetan, das frißt dir das Fleisch von den Knochen“, log ich, „dann ist sie plötzlich verschwunden, ganz von allein.“

Ich bot ihm die Mischung organischer Säuren mit Tropfpipette an – nur für den Fall. Er wollte sie nicht haben. „Seit dem Marderbiß“, sagte er, „bin ich mehr auf Homöopathie. Ich hab da nämlich eine Freundin, die kennt sich aus. Sie hat mir sofort Aconitum eingeflößt, und vorbei war's mit Tollwut und Blutvergiftung.“ So eine Freundin, die sich auskenne, sei überhaupt das Beste, das einem passieren könne, sagte er und dann fragte er mich noch, was denn das mit der Thuje damals für eine komische Frage gewesen sei. Nichts Besonderes, sagte ich, wir hätten nur »Trivial Pursuit« gespielt.

Paulus Hochgatterer

Paulus Hochgatterer, geboren 1961 in Amstetten/Niederösterreich, lebt als Schriftsteller und Kinderpsychiater in Wien. Diverse Preise und Auszeichnungen, zuletzt Elias-Canetti-Stipendium der Stadt Wien. Bei Deuticke erschienen bisher: Über die Chirurgie (Roman, 1993, Neuauflage 2005) Die Nystensche Regel (Erzählungen, 1995) Caretta caretta (Roman, 1999), Eine kurze Geschichte vom Fliegenfischen (Erzählung, 2003) Die letzte Neuerscheinung: Die Süße des Lebens (Roman, 2006)

Die Süße des Lebens

Hochgatterer, dessen neuer Krimi in die Vorauswahl zum Deutschen Buchpreis aufgenommen worden ist, erzählt von einem Großvater, dessen brutaler Tod einem Kind die Sprache verschlägt. Dabei zeichnet er ein Psychogramm der Bewohner der österreichischen Kleinstadt nach, seine beiden Protagonisten, ein Kinderpsychiater und ein Kommissar, suchen die Lösung des Falles auf ihre jeweils eigene Weise. Das Resultat: keineswegs ein Reißer, aber ein spannendes und tiefgehendes Buch – Verlag Deuticke, Wien, 296 Seiten, 19,90 Euro, ISBN 3-552-06027-8.

Online zu bestellen unter
www.apoverlag.at

